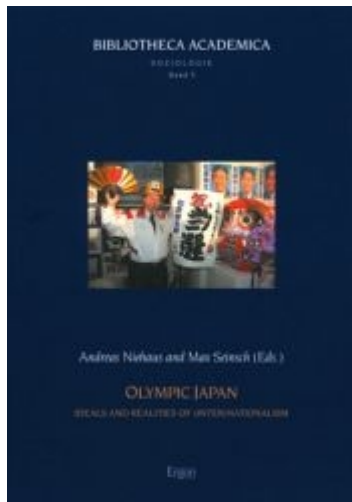


Buchbesprechung



Niehaus, Andreas, und Max Seinsch (Eds.):
Olympic Japan – Ideals and Realities of (Inter)nationalism. Würzburg: Ergon-Verlag, 2007
 [Bibliotheca Academica, Soziologie, Band 5],
 211 S., ISBN 978-3-89913-588-6.

Rechtzeitig vor den Olympischen Spielen in Peking erschien 2007 dieser Band, der sich mit dem „olympischen Japan“ beschäftigt. Um das Fazit vorwegzunehmen: es ist ein sehr nützliches, meistens informatives, insgesamt interessantes, aber manchmal auch ärgerliches Buch.

Der Titel des Bandes, *Olympic Japan*, klingt interessant, ist aber – vermutlich absichtlich – semantisch uneindeutig gehalten, denn man hat schon von „Olympischen Winterspielen“ oder einem „olympischen Fußballturnier“ gehört, doch auf welches Signifikat soll die Verbindung der beiden Signifikanten „olympisches Japan“ verweisen? Am ehesten könnte damit Japan als Austragungsort Olympischer Spiele gemeint sein. Der Untertitel erweckt die Erwartung, dass sich das Buch mit dem widersprüchlichen Verhältnis von „Idealen und Realitäten“ im Kontext von Internationalismus und Nationalismus beschäftigt. Keineswegs überraschend, denn Nationalismus und Internationalismus wie auch das gespannte Verhältnis der olympischen Ideale zu der Realität des Sports begleiten die Olympischen Spiele der Moderne von Anfang an.

Das ansprechende Foto auf dem Einband zeigt uns vermutlich einen Wahlkämpfer, der ein Plakat mit den Schriftzeichen für „Gewählt“ zeigt und in der linken Hand einen Fächer hält. Neben ihm steht ein *daruma* mit ausgemalten Augen, was allgemein einen erfolgreichen Abschluss symbolisiert. Dieses Ensemble stellt wahrscheinlich eine Szene aus einem Wahlkampfbüro des seit 1999 amtierenden Gouverneurs der Präfektur Tokyo, Ishihara Shintarō (*1932),

nach dessen erfolgreicher Wiederwahl dar. Das Foto lässt den Leser vermuten, dass sich der Band mit der von Ishihara aufwändig betriebenen Bewerbung Tokyos um die Olympischen Sommerspiele 2016 beschäftigt. Diese Erwartung, so soll gleich verraten werden, wird enttäuscht, denn nur am Beginn des Vorworts wird überhaupt mit einigen wenigen Sätzen auf die Bewerbung eingegangen. In den Beiträgen des Buches geht es überwiegend um die Geschichte der Olympischen Spiele in Japan bis 1964, was aber erst bei einem Blick auf das Inhaltsverzeichnis deutlich wird. Der Rezensent hängt der möglicherweise altmodischen Vorstellung an, dass Titel und Abbildung auf dem Einband nicht nur der Verkaufsförderung dienen, sondern auch möglichst viel über den Inhalt des Buches verraten sollten. Hier jedenfalls wird der potentielle Käufer in die Irre geführt.



Wer sind die beiden Herausgeber des Buches? Leider gibt es kein Autorenverzeichnis (ein Desideratum bei einem Sammelband), so dass ein Blick in das Internet nötig wurde. Dr. Andreas Niehaus ist Professor an der Universität Gent und hat sich in seinen bisherigen Arbeiten intensiv mit der Geschichte des japanischen Sports, vor allem der japanischer Kampfsportarten, beschäftigt. Er hat in Köln Japanologie studiert und dort auch promoviert. Seine Doktorarbeit wurde 2003 unter dem Titel *Leben und Werk Kanō Jigorōs. Ein Beitrag zur Leibeserziehung und zum Sport in Japan* veröffentlicht.

Auf der Homepage des Reclam-Verlages konnte zu Max Seinsch als Übersetzer des Werks *Hagakure* von Jōchō Yamamoto, das in der Reihe mit dem kuriosen Namen „Reclam Bibliothek: Schöner Lesen“ des Verlages erscheint, folgender Satz gefunden werden: „Max Seinsch, geboren 1967, studierte Japanologie in Köln und Tokyo und ist seit 2000 Lehrbeauftragter an verschiedenen Sprachinstituten und Universitäten in Tokyo“. Zu den anderen Autoren bzw.

Autorinnen des Bandes findet sich im Inhaltsverzeichnis jeweils die Angabe der Universität, an welcher der oder die jeweilige Autor/in tätig ist. Unter den Autoren finden sich bekannte Namen wie der Sportwissenschaftler Masumoto Naofumi und der Medienwissenschaftler Todd Joseph Miles Holden, aber auch viele jüngere Nachwuchswissenschaftler aus Japan, Deutschland und den USA.

Die Einleitung („Introduction“, S. 7-13), verfasst von den beiden Herausgebern, knüpft an den Einband insofern an, als jene die Bewerbung Tokyos für die Olympischen Sommerspiele 2016 als Einstieg in das Thema dieses Buches nutzen. Dabei stellen sie in Bezug auf den Ishihara Shintarō die Frage: „Why, then, is a nationalist politician supporting the Olympic Games that are generally seen as a symbol of international friendship and peace?“ (S. 7). Die Frage nach dem Verhältnis von „Nationalismus“ und „Internationalismus“ wird dann auch in Bezug auf „Japan“ insgesamt gestellt, wie beispielsweise in dem Satz: „In this regard, Japan provides an important example of the paradox that the Olympic Games produce significant support for nationalism while at the same time purporting internationalism for several reasons.“ (S. 9).

Nun, der Rezensent kann in diesem Sachverhalt nichts Überraschendes entdecken. „Internationalismus“ bedeutet ja zuerst einmal *inter-nationes*, also „zwischen den Nationen“, und ist ohne den Begriff der Nation gar nicht zu denken. Dies gilt gerade auch für die Olympischen Spiele der Moderne. Die Sportler repräsentieren auch immer ihre Nation bei den Spielen. Es gab wohl bisher kaum eine Olympiade, die nicht auch der nationalen Selbstdarstellung im internationalen Rahmen diene. Als Erkenntnisinteresse wird folgende Frage formuliert: „The connecting question that runs through all articles of this book is: ‚How are the Olympic Games used to (re)construct and to strengthen a collective (national) identity?‘“ (S. 7).

Die neun Beiträge des Bandes sind in folgende drei Kapitel unterteilt: „I. Cultural Transformation: Perception of Olympism and the Olympic Movement in Japan“ (S. 15-64), „II. (Not) Hosting Games and the Japanese Nation“ (S. 65-129) und „III: Japanese Participation in the Games“ (S. 131-191). Statt dieser etwas willkürlichen thematischen Gliederung für gerade mal neun Beiträge wäre eine chronologische Einteilung möglich und sinnvoller gewesen. Als Anhänge finden sich zum einen der obligatorische Index, zum anderen eine recht nützliche, von Max Seinsch verfasste Chronologie („A. Olympic Japan: A Chronology“ (leider ohne Seitenzahlen!), in der die „political events“ und „olympic and related events“ in dem jeweiligen Jahr in einen zeitlichen Bezug zueinander gesetzt werden.

Die Artikel des Bandes, der in einem deutschen Verlag erschienen ist, sind alle in englischer Sprache verfasst. Dies ist wohl unumgänglich, um eine möglichst breite Leserschaft zu erreichen. Ärgerlich und überflüssig hingegen sind die

vielen leeren Seiten, die den Band voluminöser erscheinen lassen, als es dem Inhalt entsprechen würde. Der erste Beitrag des ersten Kapitels, „Olympic Ideas and Ideals in Japan until 1909“ (S. 17-32) von Wada Kōichi beinhaltet eine philologische Studie zu der Frage, wie die modernen Olympischen Spiele vor der Aufnahme von Kanō Jigorō (1860-1938), dem Erfinder des Judo, in das IOC im Jahr 1909, wahrgenommen wurden. Bei der Lektüre des Beitrages erfährt der Leser unter anderem, dass erste Informationen über die klassischen Olympischen Spiele Japan schon Ende des 16. Jahrhunderts erreichten und der Begriff Olympia als *orinpiko* zum ersten Mal 1591 in Japan Erwähnung fand.

Masumoto Naofumi beschäftigt sich in dem zweiten Beitrag „Creating Identity – Olympic Education in Japan“ (S. 33-45) mit der Geschichte der „olympischen Erziehung“ in Japan und konzentriert sich dabei auf die Zeit vor der Olympiade in Tokyo 1964. Dabei stellt er kritisch fest: „The fact, that Olympic education was regarded as important only before and during the period of the Olympic Games in Tokyo allows the conclusion that the main goal of the initiated programs was not the promotion of long term goals, such as mutual friendship and world-wide peace, but to bundle national energies to present an open, peace-loving nation to the world public. When the camera went out, so did the enthusiasm.“ (S. 38) Letzteres, so ist zu befürchten, bildet heute – und nicht nur in Japan – wohl eher die Regel als die Ausnahme.

Im dritten und letzten Beitrag des ersten Kapitels mit dem Titel „Ichikawa Kon’s Tokyo Olympiad: The Olympic Body of Memory“ (S. 47-64) analysiert Philip Kaffen den Dokumentarfilm „Tokyo Olympiad“ und charakterisiert ihn als künstlerischen Antipoden zum Olympiafilme von Leni Riefenstahl. Dies scheint nicht bei allen Verantwortlichen auf Begeisterung gestoßen zu sein: „The only problem with Ichikawa’s creative divergence from Riefenstahl is that the Japan Olympic Committee (as well as the Emperor) was hoping for the latter (Riefenstahl’s national glory) rather than the former (Ichikawa’s humanist quirkiness).“ (S. 63).

Die drei Beiträge im zweiten Kapitel beschäftigen sich mit diversen sportlichen Ereignissen. Abe Ikuo beschreibt in „Historical Significance of the Far Eastern Championship Games: An International Political Arena“ (S. 67-87) vor allem den politischen Kontext der wenig bekannten Fernost-Spiele von 1913-1934, die vor allem vom US-amerikanischen CVJM (Christlicher Verein Junger Menschen) initiiert und gefördert worden seien. Sandra Collins (vermutlich nicht identisch mit der bekannten Sängerin) beschäftigt sich in „Tokyo 1940: Non-Celebres“ (S. 89-110) mit der Geschichte der geplanten, aber nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges abgesagten Olympischen Spiele 1940 in Tokyo und zeichnet die Diskussionen über die Rolle nach, die der Tenno

während der Olympiade spielen sollte. Dieser Beitrag ist der Grund für das „Not“ in der Kapitelüberschrift „(Not) Hosting Games [...]“.

Christian Tagsold schließlich geht in „The Tokyo Olympics as a Token of Renationalization“ (S. 111-129) der Frage nach, welche symbolische Bedeutung die Olympischen Spiele von 1964 als Einschnitt in der Nachkriegsgeschichte hatten und analysiert dabei insbesondere die Verwendung umstrittener nationaler Symbole in der Eröffnungsfeier. Tagsold verwendet als zentralen analytischen Begriff den ethnologischen Terminus „Rites of Passages“, was soviel wie Riten in Übergangssituationen meint. Dieser Begriff kann sich hier sowohl auf eine Eröffnungsfeier wie auf die Olympischen Spiele insgesamt beziehen, die einen symbolischen Übergang von der Nachkriegszeit zu einer Periode wachsenden Wohlstandes und internationaler Anerkennung Japans markierten. Nicht wirklich überzeugend ist allerdings der großzügige Gebrauch anderer theoretischer Begriffe wie „discourses“ oder „symbolic performances“, die in dem Beitrag ohne begriffliche Tiefenschärfe verwendet werden und deswegen im Grunde eher aufgesetzt wirken.

Tagsold geht auch auf die symbolische Bedeutung eines Auftritts von Angehörigen der japanischen Selbstverteidigungsstreitkräfte bei der Eröffnungsfeier ein und zitiert dabei Ōe Kenzaburō, der beschreibt, wie ein Mitglied der Streitkräfte die olympische Fahne ins Stadion trägt und dies mit folgenden Worten kommentiert: „Let us preserve peace for that all times soldiers can be a decoration for such ceremonies.“ (S. 116). Tagsold kommentiert dies wiederum so: „Not even Ōe thought it paradoxical that soldiers of the Self-Defence Forces took part in the opening ceremony in prominent places.“ (ebd.). Lässt sich dies wirklich aus den Worten Ōes herauslesen? Versucht hier Ōe nicht vielmehr seinem Unbehagen in einer eher freundlichen oder, wenn man es negativ formulieren möchte, taktischen Weise Ausdruck zu geben, um den Lesern die Freude an den Spielen nicht zu verderben? Denn wenn ein Militär, das wie die Schweizer Garde im Vatikan nicht mehr kriegerischen, sondern hauptsächlich dekorativen Zwecken dient, bei Olympischen Spielen aufträte, würde sich dagegen kaum noch Widerspruch erheben. Zudem sollte auch daran erinnert werden, dass die 60er Jahre die Hochzeit der so genannten Staatsamateure waren, worunter sich auch eine große Gruppe von Sportlern befand, die offiziell einem militärischen Beruf nachgingen. Und es wird auch heute nicht als unpassend empfunden, dass ein ausgesprochen militärischer Sport wie Biathlon das Programm der Olympischen Spiele schmückt. Dies soll hier als ein Beispiel dafür genügen, wie Tagsold und einige andere Autoren und Autorinnen durch eine eher oberflächliche Kritik am japanischen Nationalismus versuchen, sich ein kritisches, politisch korrektes Image zu verschaffen, ohne dass dies einer genaueren Analyse wirklich dienen würde. Die einzelnen

Beiträge, auch gerade der von Tagsold, in dem die Eröffnungsfeier akribisch analysiert wird, hätten dies eigentlich gar nicht nötig.

Das dritte Kapitel enthält ebenfalls drei Beiträge, von denen sich der erste, „The Most Polite Savages‘: the participation of Ainu in the 1904 St. Louis Olympic Games“ (S. 133–149) von Sanada Hisashi, mit einem recht unbekanntem Kapitel aus der Geschichte der Olympischen Spiele beschäftigt. Diese fanden nämlich im Rahmen einer „Louisiana Purchase Exposition“ statt, auf der auch Ureinwohner aus den verschiedenen Nationen „ausgestellt“ wurden – wie man dies wohl ausdrücken muss.

Andreas Niehaus’ Beitrag mit dem länglichen Titel „I throw a light into the darkness of the world‘: The Question of Cultural and National Identity in the Process of Including Judo in the Olympic Program“ (S. 151-170) beschreibt genau das, was der Titel verspricht, nämlich den Prozess der Aufnahme des Judo in das olympische Programm und die Fragen nach der kulturellen und nationalen Identität des Judo, die in diesem Prozess in Japan, aber auch in der westlichen Welt aufgeworfen wurden. Ein Abschnitt aus der „Conclusion“ soll hier wiedergegeben werden:

„ The diffusion of judo in the West resulted in incorporating the outer characteristics of Western sporting traditions. The perception of a cultural phenomenon like judo, however, does not need to refer to any existing reality. The analysis of the West’s perception of judo showed that it was deeply rooted in the modes of perceiving the East in general: ascribing to judo a spiritual and religious dimension, a basis that cannot be found in the writings of Kanō Jigorō, whose concept of judo was pragmatic and based on its value for a moral and physical education for the Japanese youth. (S. 170)

Der letzte Beitrag des Bandes, „Strategies of Televisual Nationalism: ‚Casualization‘ of the 2004 Athens’ Olympics“ (S. 171-191) stammt von Todd Joseph Miles Holden und Itō Rie und weist stärkere und schwächere Seiten auf. Halbwegs überzeugend ist der Beitrag dort, wo er mit den Begriffen *casualization* und *intimization* auf die besonderen Strukturen der japanischen Sportberichterstattung eingeht. Die Tendenz des Fernsehens, „Intimität“ und familiäre Nähe zu konstruieren, ist auch woanders schon thematisiert worden. In diesem Beitrag werden nun vier Strategien dafür genannt, wie die japanischen Sportler „intimitisiert“ werden: 1) „Showing Athletes’ ‚Private faces““ (S. 183f.); 2) „Entering the Private World of the Athlete“ (S. 184); 3) „Transforming Athletes into personalities“ (man könnte hier auch von „Charakteren“ sprechen; ebd.); 4) „Athletes Becoming Celebrities / Celebrities Unifying Nation“ (S. 185-187). Diese Analyse hätte übrigens ruhig noch ein wenig genauer und ausführlicher ausfallen dürfen.

Bei dem Versuch, die Rolle der Sportberichterstattung bei der „Simulation einer nationalen Einheit“ zu beschreiben, verliert der Beitrag seine analytische Schärfe. Für den Abscheu, den die beiden Beiträger gegenüber der japanischen Sportberichterstattung offensichtlich hegen, kann der Rezensent zwar ein gewisses Verständnis aufbringen, aber der „Nationalismus“ der Sportberichterstattung ist beileibe nicht der einzige Punkt, der in diesem Zusammenhang zu kritisieren wäre.

Ein kurzes Resümee: der Band enthält viele Informationen und aufschlussreiche Analysen. Einzelne Beiträge werden dort unergiebig, wo sie gerade auf das einzugehen versuchen, was als erkenntnisleitendes Interesse formuliert wurde: die Frage nach dem Verhältnis von Nationalismus und Internationalismus im Kontext der Olympischen Spiele. Dies liegt wohl daran, dass der japanische Nationalismus in dem Band vor allem als eine Art *fumie* („Tretbild“) benutzt wurde, um den Autor bzw. die Autorin als kritischen Geist zu charakterisieren, und nicht wirklich Gegenstand einer analytischen Auseinandersetzung wurde. Vielleicht aber sollten die Herausgeber eher dafür gelobt werden, dass sie überhaupt versucht haben, dem Band einen durchgängigen thematischen Rahmen zu geben, was keineswegs selbstverständlich ist. Besser wäre es allerdings gewesen, wenn die einzelnen Aufsätze schlicht als Beiträge zur Geschichtsschreibung der Olympischen Spiele in Japan vorgestellt worden wären.

Vermisst hat der Rezensent außerdem Beiträge zu den beiden Olympischen Winterspielen in Japan und zu der Bewerbung der Präfektur Tokyo für die Olympischen Sommerspiele 2016. Wer sich allerdings mit der Geschichte der modernen Olympischen Spiele mit Bezug auf Japan beschäftigen möchte, dem sei dieser Band als Informationsquelle nachdrücklich empfohlen.

Reinold Ophüls-Kashima

Reinold Ophüls-Kashima, geb. 1959, 1989 M.A. (Sprache und Literatur Japans, Neugermanistik, Altgermanistik) an der Ruhr-Universität Bochum, Promotion 1996 an der FU Berlin (Titel der Publikation 1998: Yoshimoto Takaaki – ein Kritiker zwischen Dialektik und Differenz), 1991–1996 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FU Berlin im Bereich Japanologie (Lehrstuhl Prof. Dr. Irmela Hijiya-Kirschnereit), 1997–2002 Lektor für Deutsche Sprache an der Universität für Landwirtschaft und Technik Tōkyō (Tōkyō Nōkō Daigaku), seit 2002 Associate Professor und ab 2009 Professor an der Sophia-Universität in Japan. Forschungsschwerpunkte und Veröffentlichungen zu: Japanische Gegenwartsliteratur und Kritik, Diskursanalyse und Diskurstheorie, „Japanismus“ (Japan-bezogene Topoi und Kollektivsymbole), japanische und deutsche Massenkultur (Fußball, Film, Manga etc.).